



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lier, Leonhard: Theaterreformen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Theaterreformen

Von Leonhard Eier

(Schluß)



och ein wesentlicher Zug aus dem Bilde der jetzt bestehenden Volksbühnen verdient hervorgehoben zu werden. So weit sie nicht, wie es leider mehr und mehr der Fall ist, Stätten des Erwerbs geworden sind, stellen sie sich die Aufgabe, der Kunst um ihrer selbst willen zu dienen und an Einkünften entweder nur so viel zu erzielen, als zur Deckung der Kosten unbedingt erforderlich ist, oder etwaige Überschüsse einem wohlthätigen Zwecke zuzuweisen. Die Trennung der Kunst von den sie so unheilvoll beeinflussenden Zwecken des Erwerbs ist jedenfalls einer der fruchtbarsten und gesundesten Gedanken, die zur Errichtung von Volksbühnen geführt haben, denn sie setzt das Messer an dem bösesten Fleck der gegenwärtigen Zustände an. So viel uns bekannt ist, ist auch die von Bruno Wille und andern gegründete Freie Volksbühne in Berlin, die, wenn auch von begrenztem Parteistandpunkt geleitet, doch dazu beiträgt, den Sinn für Kunst in die unbemitteltern Schichten der Bevölkerung zu tragen und zu pflegen, auf diesem Grundgedanken aufgebaut.

Ehe wir nun nach der Beleuchtung der mannichfachen Vorschläge und Versuche zur Besserung der bestehenden Bühnenverhältnisse unsrerseits mit einem eignen Vorschlag hervortreten, wollen wir nochmals kurz die leitenden Gesichtspunkte nennen, von denen aus wir die ganze Frage betrachten zu müssen glauben. Das Theater, als eine mit dem Volksleben in engen Beziehungen stehende Einrichtung, darf und wird auch von allen denen, die es einer Reform für bedürftig halten, nicht lediglich vom künstlerischen und literarischen Standpunkt betrachtet werden, sondern eben im Zusammenhange mit der Gesellschaft, deren Unterhaltung, Bildung und Erhebung es zu dienen berufen ist. Wenn man auch nicht mehr mit Lessing die Schaubühne als eine moralische Anstalt wird betrachtet wissen wollen — unter den gegenwärtigen Verhältnissen wäre das sogar ein bitterer Spott! —, so wird man ihr doch mittelbar die Aufgabe der Volksbildung stellen müssen. Dieser aber sind, natürlich in Richtung und Stärke in verschiedner Weise, alle Schichten der Bevölkerung von unten bis oben hinauf dringend bedürftig. Die Frage der

Reform des Theaters ist daher in erster Reihe eine gesellschaftliche Frage, ein Problem der geistigen Sozialpolitik, einer Wissenschaft, die bei uns noch in den Windeln liegt, aber von allen, die die Bekämpfung des Materialismus als eines der Hauptziele der Zukunftsbestrebungen betrachten, um so eifriger gefördert werden sollte, je mehr sich der Glaube verbreitet, als sei mit der Hebung der äußerlichen Daseinsbedingungen schon genug gethan. Im Gegenteil, alle sozialpolitische Arbeit, die auf diesem Gebiete geschehen ist, würde nicht nur vergeblich sein, sondern sich rückwärts gegen ihre Urheber wenden, wenn man nicht bedacht sein wollte, der geistigen Regsamkeit ein der Bethätigung günstiges Feld zu erschließen. Das höchst erfreulicherweise hie und da sich offenbarende Bedürfnis nach geistiger Kost in den Kreisen der Unbemittelten sollte man nach Kräften zu befriedigen, zu verbreitern und zu erweitern suchen. Gewiß ist es in erster Reihe wünschenswert, den eben genannten Schichten des Volks die Mittel zu einer gediegenen Bildung in weitestem Maße zugänglich zu machen, die zugleich das kräftigste Schutzmittel gegen die überhandnehmende Überschätzung des äußern Besitztums bieten wird, aber es kann nicht laut genug dagegen Verwahrung eingelegt werden, daß man den obern Zehntausend einredet, sie selbst seien der Pflicht, in dieser Richtung zu lernen, überhoben. Sollten sie sich der Pflicht entziehen zu dürfen glauben, so werden sie diesen Irrtum selbst bitter zu büßen haben und sich dann nicht beklagen dürfen, wenn man über sie als untüchtige und unproduktive Glieder der Gesellschaft zur Tagesordnung übergeht.

Nun läßt sich aber kaum eine geeigneterere Stelle finden, von der aus an der Hebung der Volksbildung im weitesten Sinne des Wortes gearbeitet werden könnte, als die Bühne. Weder durch Verbreitung und Erweiterung der Volksbibliotheken, noch durch die gewiß hoch zu schätzende Thätigkeit von Volksbildungsvereinen kann in so nachdrücklicher und befruchtender Weise sittlich und geistig auf das Volk gewirkt werden, wie von der Bühne aus. Das gesprochne Wort ist viel mächtiger als das geschriebne, die mit eignen Augen gesehene Handlung eindrücklicher als die beste Schilderung. Auch das Gefühl des gemeinsamen geistigen Genusses stärkt seine Wirkung. Man wird sich daher das Mittel der Bühne nicht entgehen lassen dürfen, wenn man entschlossen ist, den geistigen Bedürfnissen der Menge Befriedigung zu gewähren.

Man wird vielleicht einwenden, daß das Theater in seiner gegenwärtigen Verfassung für diesen Zweck nicht geeignet sei, und wir haben auf diesen Einwand nichts zu erwidern. Aber man komme nicht mit einer andern, oft gehörten Einwendung, nämlich der, daß der Reform des Theaters erst eine völlige Reform der bestehenden Gesellschaft und ihrer Ordnungen und Gewohnheiten vorausgehen müsse. Ohne auf die uns hier fern liegende Frage einzugehen, welche Ziele sich eine Reform der Gesellschaft zu stellen habe, kann auf den genannten Einwand erwidert werden, daß er eine Zeitfrage, die in hervorragendem Sinne eine geistige ist, von dem lediglich politischen und wirtschaft-

lichen Gesichtspunkt betrachtet. Man mag an die Gesellschaft der Zukunft in letzterer Hinsicht Anforderungen und Erwartungen stellen, welche man wolle; jedenfalls wird man nicht vergessen dürfen, der geistigen und sittlichen Kultur zu gedenken und durch ihre Pflege den Boden für Wandlungen auf andern Gebieten zu bereiten. Soll die politische und wirtschaftliche Macht der unbemittelten Klassen gehoben werden — und das dürfte wohl die Richtung der Bewegung sein, deren Zeugen wir sind —, so müssen sie vor allen Dingen sittlich und geistig gehoben werden. Wer mit uns der Meinung ist, daß die den ärmern Klassen zur Zeit eingeräumten politischen Rechte und Pflichten zu nicht geringem Teile eine höhere geistige Bildung voraussetzen, als diesen Klassen gewöhnlich eigen ist, wird mit uns für die Zukunft zu verdoppelter Vorsicht raten und durch Hebung der Volksbildung versuchen wollen, der bestehenden politischen Mündigkeit großer Volksklassen nachträglich auch die geistige zur Seite zu stellen und diese so weit zu fördern, daß sie auch etwaigen weitern Errungenschaften der Zukunft entspricht. Die Hebung der geistigen Kultur eines Volks ist für uns die unerläßliche Voraussetzung einer Hebung in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht, und die Geschichte gerade unsers Volks giebt uns in dieser Ansicht Recht.

In diesem Sinne also schätzen wir die Bühne als ein besonders hochstehendes Mittel der Volksbildung; daher wollen wir es in Hände gelegt wissen, in denen es besser und sichrer aufgehoben ist, als in denen seiner gegenwärtigen Inhaber. Gewiß könnte schon im Rahmen der bestehenden Verhältnisse manches geschehen, dieses Bildungsmittel besser zu bewahren, als es geschieht, wenn es nur an maßgebender Stelle nach seinem vollen Werte gewürdigt würde. Wir wollen nichts von einer Bevormundung der Kunst durch die Behörden wissen, namentlich nach den wunderlichen Beispielen ihres Sachverständnisses, wie sie in Anordnungen der Zensur aus jüngster Zeit vorliegen. Vielmehr soll den Leitern einer Bühne der weiteste Spielraum in der Wahl ihrer Stücke gelassen werden, aber an die Leiter selbst stelle man Anforderungen und verlange von ihnen eine Gewähr dafür, daß sie einer solchen Vertrauensstellung auch würdig sind. In Städten, die ein eignes Theater haben, kann von den sie an die Pächter vergebenden Behörden manches geschehen, was jetzt unterlassen wird, wenn der Gesichtspunkt des Meistbietenden nicht als das A und O der Sache angesehen wird. Städte, die selbst dem Unternehmer einen Zuschuß gewähren, können sich damit leicht Rechte auf Einspruch in die künstlerische Verwaltung wahren und aus dem Schoße einer einzusetzenden Theaterkommission heraus den Spielplan beeinflussen, wie das hie und da wohl geschieht. Eine staatliche Prüfung freilich für Theaterleiter, eine Art Befähigungsnachweis, an den man denken könnte, wird sich schwerlich einführen lassen, und wir wären selbst in Verlegenheit, wenn es gälte, Regeln für einen solchen aufzustellen. Aber auch so haben Behörden mancherlei Mittel, sich ihre Leute genauer anzusehen,

die in diesem Falle oft sehr angebracht wären. Viel wird aber, so ist zu fürchten, dabei im allgemeinen nicht herauskommen.

Was soll nun geschehen? Soll man das Theater etwa verstaatlichen und etwa unter das Ministerium des Unterrichts stellen? Davor bewahre uns der Himmel! Eine Kunst muß frei sein, und sie unter staatliche Oberhoheit stellen hieße ihren Lebensnerv beschneiden, hieße sie des notwendigen innigen Zusammenhangs mit dem Volke berauben. Und gerade der soll bewahrt oder vielmehr herbeigeführt werden. Das Heil der Bühne als einer Bildungsstätte für das Volk liegt daher in dem Volkstheater, oder um unser Ideal einer solchen Volksbühne genauer zu umschreiben, in — dem Genossenschaftstheater. Zur Errichtung solcher Bühnen, die wir womöglich nicht nur den Großstädten, sondern auch den Mittel- und Kleinstädten wünschten, bedarf es freilich der Unterstützung und Mitwirkung opferfreudiger, kunstfönniger Leute, die die erforderlichen Summen vorstrecken, bis die Teilnahme des allgemeinen Publikums genügt, das Unternehmen finanziell zu sichern. Der Kernpunkt des Genossenschaftstheaters, wie wir es uns denken, liegt in der Trennung der Kunst von dem Kapital, insoföle deren die Kunst aufatmen wird, befreit von den Banden des Glucks, dem Erwerb dienen zu müssen. Die neuen gesetzlichen Formen zur Begründung von Gesellschaften mit beschränkter Haftung bieten den geeigneten Rahmen für die Genossenschaftsbühne; Anteilsscheine, die je nach der Höhe des Einsatzes zum ein- oder mehrmaligen Besuch des Theaters in der Woche oder auch im Monat berechtigen, würden auch dem weniger bemittelten Gelegenheit bieten, sich den Genuß von Theater Vorstellungen von einem guten Plaze aus zu sichern, zumal wenn etwaige Neubauten derartiger Schauspielhäuser in dem Stile des ranglosen Bayreuther Wagnertheater gehalten würden. In den meisten Fällen, namentlich in kleinern Städten, würde man darnach streben müssen, vorhandne Gebäude entweder für immer oder, wenn es nicht anders geht, auf die Dauer der günstigsten Spielzeit in seine Hände zu bringen. Aus der Mitte der Gesellschafter heraus wäre eine Art Aufsichtsrat zu wählen, der neben der Leitung der äußern Geschäfte auch eine entscheidende Stellung in der künstlerischen Leitung zu beanspruchen hätte. Im Verein mit einem von ihm zu bestellenden künstlerischen Direktor hätte dieser Aufsichtsrat über die Wahl der Stücke, über den Aufwand für Ausstattung, über das Engagement der Darsteller zu entscheiden, eine Arbeit, bei der natürlich auf das Urteil des neben seinem auszumachenden Einkommen auf persönlichen Erwerb nicht rechnenden künstlerischen Direktors besonderes Gewicht zu legen wäre. Es ist selbstverständlich, daß bei der Wahl von Mitgliedern des Aufsichtsrats ihr Kunstverständnis besonders berücksichtigt werden müßte. In größern Städten wäre es nicht ausgeschlossen und es würde auch zunächst unserm Ideal einer Volksbühne nicht widersprechen, wenn verschiedene Stände, vielleicht auch verschiedene politische Rich-

tungen ihre besondern Bühnen für sich begründeten. Vor allem kommt es doch darauf an, die Kunst von dem Dienste des Erwerbes zu befreien und mit dem Volke in seinen verschiedensten Schichten in innige Berührung zu bringen, wenn auch das Ideal einer Volksbühne das bliebe, alle Klassen der Gesellschaft zu gemeinschaftlichem künstlerischen Genusse zu vereinigen und durch die Gleichartigkeit der Bildungsmittel und der Interessen einander zu nähern. Die Beseitigung der das profanum vulgus vornehm abweisenden Brunkbühne ist eine von den Hauptaufgaben der Theaterreform.

Mag nun aber das Ideal einer Volksbühne auf dem Wege der Theatergenossenschaft ganz oder nur annähernd erreicht werden, jedenfalls wäre der Besuch eines Theaters und ein Einfluß auf seine Leistungen auch dem weniger bemittelten ermöglicht und damit ein großer Vorteil nicht nur für die Volksbildung, sondern auch für die Entwicklung der theatralischen Kunst und Dichtung gewonnen. Die Ausführung auf der Bühne wäre, wie das nach unsern frühern Bemerkungen über den Dilettantismus niemand anders erwarten wird, berufsmäßigen Schauspielern zu übertragen, ebenso würde die Einstudirung der Stücke, die Regie der Aufführungen den Händen des von dem Aufsichtsrate zu wählenden künstlerischen Direktors anzuvertrauen sein. Diesem wieder könnte je nach Lage der Dinge ein litterarischer Beirat zugesellt werden, dessen Sache es wäre, die eingehenden Stücke vorläufig zu prüfen und überhaupt die laufenden dramaturgischen Arbeiten zu erledigen.

Für die Gestaltung der Verwaltung, der künstlerischen wie der finanziellen, lassen sich theoretisch hier kaum nähere Einzelheiten empfehlen, die jeweiligen Verhältnisse örtlicher und persönlicher Art werden dem Gestaltungstalent der Unternehmer besondere Aufgaben stellen. Nur soviel noch, daß etwaige Überschüsse, die z. B. dadurch gewonnen werden könnten, daß Nichtgesellschaftern höhere Eintrittspreise gestellt werden, nur wieder zu Gunsten der Bühne oder doch mindestens der Kunst verwendet werden dürften. Man könnte vielleicht die Honorare der Dichter steigern oder bessere Darsteller heranziehen oder die Eintrittspreise herabsetzen. Am besten freilich wird man thun, auf große Überschüsse zunächst überhaupt nicht zu rechnen; werden doch etwa zu begründende Volks- und Genossenschaftsbühnen mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, nicht zum mindesten mit der Konkurrenz der bestehenden Luxus Bühnen und der für den Anfang zu befürchtenden Teilnahmlosigkeit des Publikums. Gleichwohl ist das Ziel des Schweißes der Edeln so wert wie nur irgend eines im Dienste des öffentlichen Wohles.

Auf die Gefahr hin, des leichtfertigen Luftschlosserbauens bezichtigt zu werden, stehen wir nicht an, den Plan unsers Genossenschaftstheaters noch um einige Züge zu erweitern. Zunächst entsteht die Frage nach dem Spielplan der Genossenschaftstheater. Er wird sich je nach den Gesellschaftsklassen, aus denen sich die Genossenschaften zusammensetzen, verschieden gestalten, und die

entscheidenden Männer an der Spitze werden dem Geschmack ihres Publikums entsprechen müssen. Wenn sich aber dieses Publikum, wie bei dem Interesse, das die finanzielle Beteiligung an einem derartigen Unternehmen voraussetzt, zu erwarten ist, aus theaterfreundigen und kunstfreundigen Leuten bildet, so ist zu hoffen, daß dieser die Wahl der Stücke beeinflussende Geschmack auf einem höhern Niveau stehen wird, als der unsrer gewohnheitsmäßigen, weil zahlungsfähigen Theaterbesucher. Immerhin werden die Kunstsinigen darnach trachten müssen, in der Zahl der Gesellschafter die Oberhand zu gewinnen und ihren gereifern Kunstgeschmack zur Geltung zu bringen. Die Möglichkeit dazu ist ihnen jedenfalls in höhern Maße geboten, als in ihrer gegenwärtigen Stellung zu dem Theater, in der sich viele von ihnen nicht einmal zu dem Theaterpublikum rechnen können. Für die alle Gesellschaftsklassen umfassende Bühne käme selbstverständlich in erster Reihe das klassische Repertoire in Betracht, das gute Volksstück älterer und neuester Zeit; ja selbst die gute alte Posse und der Schwank soll nicht von ihr verbannt bleiben. Für einen nicht geringen Teil ihres Publikums werden viele Stücke dieser Art Neuheiten sein, namentlich gilt das auch von Shakspeare, dessen Werke auf unsern deutschen Bühnen noch immer arg vernachlässigt werden. Über die Wahl neuer Stücke lassen sich vorher Grundsätze nur schwer aufstellen. Gewiß ist, daß eine Genossenschaftsbühne an weit weniger persönliche und örtliche Rücksichten gebunden erscheint als die bestehenden Bühnen, namentlich als die oft in den spanischen Stiefel der Etikette geschnürten Hofbühnen. Sie ist also viel freier in der Wahl ihrer Stücke, ein Vorteil für alle Teile, für Bühne, Publikum und Dichter. Da sie ferner nicht bloß Erwerbsanstalt ist, hat sie auch auf den Kassenerfolg nicht so zarte Rücksichten zu nehmen wie die Kapitalistenbühne, sie kann etwas wagen, kann dem kühnen Neuerer ein Versuchsfeld bieten; ein solches fehlt jetzt fast gänzlich.

Eine nicht unwichtige Frage ist ferner die, ob das Genossenschaftstheater auch der Herrin der theatralischen Mode, der Oper, die an so manchen Orten das Schauspiel zum Stiefkind gemacht hat, ihre Thür öffnen soll. Zunächst möchte vor einem solchen Versuche zu warnen sein, und zwar aus finanziellen Gründen wie aus künstlerischen. Der Aufwand, den die moderne Oper an Ausstattung, Gesang und Instrumentalkräften erheischt, dürfte die Leistungsfähigkeit einer Genossenschaftsbühne leicht übersteigen und andererseits das Interesse an den schlichtern und doch viel nachhaltigeren und für den Gewinn an sittlicher und geistiger Bildung ungleich höher stehenden Genüssen des Schauspiels nur schwächen. Dies dürfte auch für die Zeit des finanziellen Gedeihens einer Volksbühne gelten, da der Wert gerade der Opernmusik und ihrer rauschenden Effekte für die Volksbildung nicht hoch anzuschlagen ist. Will man die Musik diesem Zwecke dienstbar machen, wie das dringend zu wünschen wäre, so pflüge man vor allem den Volksgesang, man wird damit

dauerndere Wirkungen erzielen, als mit Volksopern, denen nur zu leicht der Stempel des Unvollkommenen aufgedrückt sein würde.

Diese Gefahr wird man nun freilich auch geneigt sein, den künstlerischen Leistungen der Volksschaubühne zu prophezeien, ja man befürchtet von ihr sogar vielfach eine Verrohung der Kunst. Wir glauben, ohne Grund. Die Gefahr ist vorhanden, aber sie kann leicht vermieden werden. Leider ist es eine nicht seltene Erscheinung, daß gegenwärtig volkstümliche Darstellungen selbst an großen Bühnen auch künstlerisch niedriger stehen, als die üblichen Darstellungen. Notwendig aber ist das gewiß nicht, und wenn sich die Leiter einer Volksbühne der hohen Aufgabe, den Geschmack des Volkes zu bilden, mit Gewissenhaftigkeit unterziehen, werden sie in ihrem Publikum bald ein Korrektiv für minderwertige Leistungen finden.

Noch weniger Sorge macht uns ein letzter Einwand, der noch erhoben werden könnte, daß das Volk keinen Sinn und Geschmack für das Theater habe. Ihm widersprechen die Thatsachen; es kann gar kein Zweifel sein, daß die Kunst, namentlich die theatralische, kein dankbareres und kein bildsameres Publikum finden kann, als das weniger bemittelte und in seinen Ansprüchen noch nicht überreizte Volk. Öffnet dem Volke nur erst die Pforten der Kunsttempel und haltet diese rein und sauber, es wird bald gern und andächtig zu ihnen wallfahrten, und es werden sich mit der Zeit auch neue Priester finden, deren Opfer dem Volke und der Kunst wohlgefällig sind.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die neueste Verleumdung Bismarcks. Die deutsche Nation ist offenbar im erfreulichsten Aufschwunge. Eine englische Zeitschrift konnte neulich die Behauptung aufstellen, es scheine jetzt in Deutschland beinahe für Hochverrat zu gelten, sich für den Begründer der deutschen Einheit zu begeistern, eine Ansicht, die allerdings durch den glänzenden Triumphzug des Verehrten durch Sachsen, Süddeutschland und Thüringen ihre seltsame Illustration erhalten hat. Seit einigen Wochen sind nun ultramontane, „freisinnige“ und sozialdemokratische Blätter, die sich in solchen Fragen nur noch in Tone einigermaßen unterscheiden, abermals mit einer frischen und fröhlichen Bismarckheze beschäftigt. Wie groß muß der Mann doch sein, daß man sich so viele und so vergebliche Mühe giebt, ihn auf den eignen Standpunkt herunterzuzerren! Bekanntlich hat der Fürst in seiner großartigen, so oft mißbrauchten Offenheit vor einigen Wochen beiläufig erzählt, er habe die Depesche, die über die Emser Vorgänge am 13. Juli 1870 berichtete, so umgestaltet, daß sie, wie sich Moltke ausdrückte, aus einer Chamade zu einer Fanfare geworden sei. Sofort benutzte das die sozialdemokratische Presse zu der Anschul-